

07.06.2026

Pastor Mickey Wiese

Guten Morgen, ihr Lieben.

Ich freue mich sehr, wieder bei euch zu sein zum dritten Teil meines Polyptychons. Wir sind ja gerade gemeinsam unterwegs in dieser kleinen Kirchenkaffetisch-Predigtreihe, die ich sehr mag. „Gott im Zentrum – Glaube in komplexen Zeiten.“ Vier Predigten über vier große Fragen unserer Gegenwart. Und in allen vier geht es letztlich um dieselbe Sache: Was passiert, wenn Gott nicht mehr das Zentrum bleibt? Denn wenn Gott nicht das Zentrum bleibt, rutscht immer etwas anderes auf den Thron.

In der ersten Predigt haben wir gemeinsam weit hinausgeschaut – in den Kosmos. In Raum und Zeit. In den Urknall. Wir haben gefragt: Hat Gott überhaupt noch Platz in einer wissenschaftlich erklärten Welt? Und wir haben entdeckt: Gott ist nicht die Konkurrenz zur Wissenschaft. Nicht der Lückenbüßer. Nicht die Notlösung für ungeklärte Fragen. Sondern Gott ist der tragende Grund. Der Grund, warum überhaupt etwas ist.

In der zweiten Predigt sind wir dann näher herangerückt. Vom Kosmos hinein ins menschliche Herz. Wir haben gefragt: Warum bekriegen sich die Frommen? Warum wird Glaube, der eigentlich Frieden bringen soll, plötzlich zur Waffe? Und wir haben festgestellt: Wenn Menschen selbst auf den Thron rutschen, wenn sie glauben, im Besitz der Wahrheit zu sein, entsteht Kampf. Wahrheit ohne Demut wird Gewalt.

Und heute? Heute landen wir mitten im Alltag. Nicht zwischen Galaxien. Nicht zwischen Religionen. Sondern mitten in einer Frage, die Timon mir beim Kirchenkaffee gestellt hat. Und wie so oft sind die besten theologischen Fragen keine Universitätsfragen. Sondern Kaffeetischfragen. Timon fragte: „Würde Jesus Arbeitslose eigentlich als Faulenzer bezeichnen?“ Das ist nun auch keine kleine Frage. Das ist eine Frage mit Zündstoff vor allem in einer Zeit, in der die Gesellschaft immer weiter auseinanderzutreiben droht. Eine Frage über Arbeit. Über Leistung. Über Würde. Über Verantwortung. Vielleicht sogar über unseren Blick auf Menschen.

Denn wenn wir ehrlich sind, tragen viele von uns Bilder im Kopf. „Der strengt sich nicht genug an.“ „Die könnten doch arbeiten.“ Oder auf der anderen Seite: „Das System ist schuld.“ „Menschen können nichts dafür.“ Und irgendwo dazwischen stehen aber echte Menschen. Menschen mit Brüchen. Mit Scham. Menschen, die

gerne arbeiten würden – aber keine Stelle finden. Menschen, die erschöpft sind. Menschen, die krank geworden sind. Menschen, die sich irgendwann fragen: Bin ich überhaupt noch etwas wert, wenn ich nichts leiste? Und vielleicht merken wir da jetzt schon: Die eigentliche Frage lautet gar nicht: „Sind Arbeitslose faul?“ Die tiefere Frage lautet meines Erachtens: Wovon hängt eigentlich der Wert eines Menschen ab? Und ich glaube, genau deshalb passt diese Frage erstaunlich gut zum heutigen Sonntag im Kirchenjahr.

Der erste Sonntag nach Trinitatis richtet den Blick auf den Nächsten. Auf den Bruder. Auf die Schwester. Auf den Menschen neben mir. Nicht zuerst auf Systeme. Nicht zuerst auf Ideologien. Sondern auf Menschen. Und genau an dieser Stelle fiel mir ja schon am Kaffeetisch das Gleichnis von Jesus ein. Ein ziemlich unbequemes Gleichnis. Ein Gleichnis, das unsere Gerechtigkeitsgefühle ganz schön durcheinanderbringt. Die Geschichte von den Arbeitern im Weinberg. Jesus erzählt sie in Matthäus 20.

Da steht früh morgens ein Weinbergbesitzer auf und geht auf den Marktplatz. Dort warten Tagelöhner. Menschen ohne feste Arbeit. Menschen, die morgens hoffen, dass jemand kommt und sagt: „Dich brauche ich heute.“ Das war damals keine romantische Situation. Das war Existenzangst. Wer keine Arbeit bekam, hatte am Abend oft nichts zu essen. Der Besitzer nimmt einige mit. Morgens um sechs. Alles normal. Aber dann passiert etwas Merkwürdiges. Um neun Uhr geht er wieder los. Um zwölf Uhr. Um drei Uhr. Und sogar noch um fünf Uhr nachmittags – praktisch kurz vor Feierabend. Und dann stellt Jesus eine Frage in den Raum, die fast weh tut. Der Besitzer fragt: „Warum steht ihr hier den ganzen Tag untätig?“ Und ihre Antwort ist bemerkenswert. Nicht: „Wir hatten keine Lust.“ Nicht: „Wir wollten nicht arbeiten.“ Sondern: „Es hat uns niemand eingestellt.“

Merkt ihr? Jesus erzählt hier keine Geschichte über Faulheit. Jesus erzählt eine Geschichte über Menschen, die nicht gebraucht wurden. Menschen, die gewartet haben. Gehofft haben. Übersehen wurden. Menschen, die morgens Hoffnung hatten – und am Nachmittag kaum noch Würde. Denn wer den ganzen Tag am Rand steht, beginnt irgendwann zu glauben: Mit mir stimmt etwas nicht. Und vielleicht kennen manche dieses Gefühl sogar. Nicht nur beruflich. Vielleicht nach Krankheit. Nach einer Kündigung. Im Ruhestand. Nach einer Trennung. Nach einem Scheitern. Wenn plötzlich etwas wegfällt, das lange Identität gegeben hat. Und da kommt diese leise, gefährliche Frage: Bin ich überhaupt noch etwas wert? Und genau hier wird dieses Gleichnis plötzlich prophetisch. Denn Jesus schaut Menschen niemals zuerst durch die Brille ihrer Produktivität an. Nie. Jesus fragt nicht zuerst: „Was bringst du?“ Jesus fragt: „Wo stehst du?“

Und dann kommt der eigentliche Skandal der Geschichte. Am Abend bekommen alle denselben Lohn. Die Zwölf-Stunden-Arbeiter. Und die Eine-Stunde-Arbeiter. Alle. Gleicher Lohn. Wenn wir ehrlich sind, regt sich da etwas in uns. Das ist doch unfair. Das widerspricht jeder Marktlogik. Ja. Genau. Denn Jesus erzählt hier keine Wirtschaftstheorie. Jesus beschreibt das Reich Gottes. Und im Reich Gottes gilt

eine andere Logik. Nicht Marktlogik. Gnadenlogik. Der Wert eines Menschen entsteht nicht durch seine Leistung. Sondern durch Gottes Blick auf ihn.

Und genau hier kommen wir zur eigentlichen Kernfrage dieser Predigt: Wovon hängt eigentlich der Wert eines Menschen ab? Denn wenn wir ehrlich sind, leben wir in einer Welt, die ständig bewertet. Schon in der Schule beginnt das. Noten. Vergleiche. Leistung. Später: Beruf. Gehalt. Status. Produktivität. Und irgendwann sickert dieser Gedanke tief in unsere Seele: Ich bin wertvoll, wenn ich funktioniere. Wenn ich etwas leiste. Wenn ich gebraucht werde. Wenn andere sagen: „Gut gemacht.“

Und wenn das wegfällt? Dann beginnt bei vielen Menschen etwas zu bröckeln. Und genau an dieser Stelle spricht die Bibel eine ihrer revolutionärsten Wahrheiten aus. Ganz am Anfang. Noch bevor irgendein Mensch etwas geleistet hat. Da steht: „Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde.“ (1. Mose 1,27) Merkt ihr, wie gewaltig das ist? Die Bibel sagt nicht: Der erfolgreiche Mensch ist Ebenbild Gottes. Nicht: Der starke Mensch. Der gesunde Mensch. Der produktive Mensch. Sondern: Der Mensch. Punkt. Einfach, weil er Mensch ist. Das bedeutet: Deine Würde ist nicht verdient. Sie ist verliehen. Geschenk. Und Geschenke muss man nicht erarbeiten. Man kann sie nur empfangen.

Das ist eine radikale Gegenbewegung zu unserer Leistungsgesellschaft. Denn unsere Gesellschaft fragt: „Was bringst du?“ „Was kannst du?“ „Was leistest du?“ Aber Gott beginnt anders. Er sagt: „Du bist mein Ebenbild.“ Und vielleicht ist das die tiefste Krise unserer Zeit: Nicht nur eine Wirtschaftskrise. Sondern eine Würdekrise. Menschen kämpfen nicht nur um Geld. Sondern um Bedeutung. Um Anerkennung. Um das Gefühl: Ich bin wichtig. Und jetzt wird es spannend. Denn die Bibel romantisiert Arbeit nicht. Aber sie verteufelt sie auch nicht. Sie kennt eine tiefe Spannung. Zwischen Berufung – und Mühsal.

Ganz am Anfang der Bibel begegnet uns Arbeit zunächst als etwas Schönes. Im Garten Eden heißt es: Gott setzte den Menschen in den Garten, „dass er ihn bebaue und bewahre.“ (1. Mose 2,15) Arbeit beginnt nicht als Strafe. Arbeit ist ursprünglich Berufung. Der Mensch soll gestalten. Verantwortung übernehmen. Mitwirken an Gottes guter Schöpfung. Da steckt etwas Würdevolles drin. Arbeit heißt ursprünglich: Ich darf etwas beitragen. Und wenn wir ehrlich sind: Viele kennen dieses Gefühl. Wie schön es ist, gebraucht zu werden. Etwas Sinnvolles zu tun. Abends nach Hause zu kommen und zu denken: Das hatte heute Bedeutung. Und deshalb leiden Menschen oft so tief, wenn Arbeit wegfällt. Nicht nur finanziell. Sondern seelisch. Weil Arbeit oft mehr ist als Einkommen. Sie gibt Struktur. Begegnung. Selbstwirksamkeit. Manchmal sogar Identität. Aber dann kommt in der Bibel der Bruch. Der Sündenfall. Und plötzlich klingt Arbeit ganz anders. „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ (1. Mose 3,19) Auf einmal wird Arbeit mühsam. Frustrierend. Dornen und Disteln wachsen. Und wenn wir ehrlich sind: Auch das kennen wir. Stress. Ungerechte Chefs. Überforderung. Krankmachender Druck. Angst um den Arbeitsplatz. Oder das Gefühl: Ich arbeite und arbeite – und komme trotzdem kaum hinterher.

Die Bibel ist erstaunlich lebensnah. Sie hält beides zusammen: Arbeit ist Berufung. Und Arbeit ist Mühsal. Beides. Und genau an dieser Stelle wird es kompliziert. Denn sobald wir über Arbeit, Arbeitslosigkeit und Würde sprechen, geraten wir in eine Spannung hinein, die man nicht mit einfachen Antworten lösen kann. Auf der einen Seite steht: persönliche Verantwortung. Auf der anderen Seite: strukturelle Verantwortung. Und Christen haben oft die Tendenz, sich für eine Seite zu entscheiden. Die einen sagen: „Jeder ist seines Glückes Schmied.“ „Man muss sich eben anstrengen.“ „Wer wirklich will, findet schon Arbeit.“ Die anderen sagen: „Das System ist schuld.“ „Menschen können nichts dafür.“ „Alles ist strukturell bedingt.“

Und wie so oft glaube ich: Die Bibel ist klüger als unsere Lager. Sie hält Spannungen aus. Denn ja – die Bibel spricht deutlich von persönlicher Verantwortung. Menschen sind keine Marionetten. Wir haben Entscheidungen. Möglichkeiten. Spielräume. Die Bibel traut Menschen etwas zu. Jesus begegnet Menschen nie nur als Opfern ihrer Geschichte. Er fragt manchmal erstaunlich direkt: „Willst du gesund werden?“ (Johannes 5,6) Das klingt fast irritierend. Natürlich will der Mann gesund werden. Oder? Aber Jesus nimmt Menschen ernst. Er spricht sie als Handelnde an. Als Menschen mit Würde. Mit Verantwortung. Mit Entscheidungskraft. Und ich glaube, das ist wichtig. Denn echte Würde bedeutet nicht nur Schutz. Sie bedeutet auch Zutrauen. Dass Menschen wachsen können. Neue Schritte gehen können. Verantwortung übernehmen können.

Aber – und jetzt kommt das große Aber: Die Bibel ist genauso realistisch, wenn es um Strukturen geht. Sie weiß: Nicht jeder startet vom selben Punkt. Nicht jede Last ist gleich schwer. Nicht jedes Scheitern ist selbstverschuldet. Die Propheten Israels schreien geradezu gegen ungerechte Verhältnisse an. Amos ruft: „Sie treten die Armen in den Staub!“ (Amos 2,7) Jesaja kritisiert Menschen, die Regeln so gestalten, dass Schwache verlieren. Und Jesus selbst? Er sieht immer wieder Menschen am Rand. Kranke. Arme. Ausgegrenzte. Übersehene. Und erstaunlich selten sagt Jesus: „Selbst schuld.“ Viel öfter fragt er: „Was ist dir widerfahren?“ Oder: „Wer hat dich übersehen?“

Und vielleicht liegt genau hier die christliche Reife: Nicht vorschnell urteilen. Nicht vorschnell vereinfachen. Nicht sofort wissen wollen, wer schuld ist. Sondern zuerst verstehen. Zuerst zuhören. Zuerst hinschauen. Denn manchmal hat jemand Chancen verspielt. Ja. Und manchmal wurde jemand schlicht abgehängt. Krank. Erschöpft. Übersehen. Gebrochen. Die Bibel kennt beides: Persönliche Verantwortung. Und strukturelle Dornen und Disteln. Und genau deshalb braucht es Weisheit. Nicht Ideologie. Und an dieser Stelle taucht plötzlich ein Name auf, den manche vielleicht nicht unbedingt in einer Predigt erwartet hätten: Karl Marx.

Manchmal lohnt es sich einfach, Menschen zuzuhören – selbst dann, wenn man nicht in allem ihrer Meinung ist. Denn kluge Beobachtungen bleiben klug. Auch wenn sie von Menschen kommen, die unsere ganze Weltsicht nicht teilen. Karl Marx hat etwas beobachtet, das bis heute diskutiert wird. Er sprach in Das Kapital,

Band 1, Kapitel 23, von einer sogenannten: „industriellen Reservearmee.“ Ein sperriger Begriff. Gemeint war: Ein Wirtschaftssystem produziert oft Menschen, die gerade nicht gebraucht werden. Menschen „in Reserve“. Menschen, die warten.

Und plötzlich musste ich wieder an Jesu Gleichnis denken. An die Männer auf dem Marktplatz. Die nicht faul herumstanden. Sondern warteten. Hofften. Und irgendwann sagen mussten: „Es hat uns niemand eingestellt.“ Natürlich kann man Marx kritisieren. Und das muss man auch. Seine Sicht auf Religion war oft sehr reduziert. Und vieles, was später politisch aus marxistischen Ideen entstand, war problematisch. Aber eine unbequeme Frage bleibt: Ist Arbeitslosigkeit immer persönliches Versagen? Oder gibt es manchmal auch Strukturen, die Menschen zurücklassen? Das ist keine linke Frage. Das ist eine menschliche Frage. Vielleicht sogar eine christliche Frage.

Denn die Bibel denkt erstaunlich gesellschaftlich. Sie fragt: Wie gehen wir mit Schwachen um? Wie organisieren wir Zusammenleben? Wer fällt durchs Raster? Wer bleibt übrig? Und genau hier berührt sich unser Thema mit der Idee eines Sozialstaates. Darüber darf man politisch sehr unterschiedlich denken. Wie viel Staat sinnvoll ist Wie Unterstützung organisiert werden soll. Wo Grenzen liegen. Christen müssen nicht alle dieselbe Wirtschaftspolitik haben. Aber die tiefere Frage bleibt: Wie sichern wir Würde? Denn wenn Menschen krank werden. Arbeitslos werden. Scheitern. Alt werden. Oder in Krisen geraten – wollen wir dann sagen: „Pech gehabt“? Oder fragen: „Wie kann ein Mensch trotzdem in Würde leben?“

Und wisst ihr: Der Gedanke, dass der Wert eines Menschen nicht von seiner Leistungsfähigkeit abhängt – das ist gar nicht zuerst eine politische Idee. Das ist eine zutiefst christliche Idee. Denn lange bevor es moderne Sozialstaaten gab, gab es Christen, die Kranke pflegten. Arme unterstützten. Witwen versorgten. Menschen, die sagten: Wer schwach ist, verliert nicht seine Würde. Warum? Weil Gottes Ebenbild nicht verschwindet, wenn jemand scheitert. Und vielleicht ist genau das der entscheidende Punkt: Die Frage lautet nicht: „Ist der Sozialstaat heilig?“ Natürlich nicht. Menschliche Systeme bleiben begrenzt. Die eigentliche Frage lautet: „Wie bauen wir eine Gesellschaft, in der Menschen ihre Würde nicht verlieren?“ Und genau deshalb bleibt Jesus unser Zentrum. Nicht Marx. Nicht Marktlogik. Nicht Ideologien. Sondern Jesus.

Denn Jesus fragt nicht zuerst: „Wie produktiv bist du?“ Sondern: „Wo bist du geblieben?“ Und vielleicht kommen wir damit jetzt zur tiefsten Ebene dieser Predigt. Denn ich glaube: Im Kern geht es heute gar nicht nur um Arbeitslosigkeit. Nicht nur um Wirtschaft. Nicht nur um Sozialstaat. Sondern um etwas viel Tieferes. Um eine Frage, die uns vermutlich alle betrifft: Woraus beziehst du eigentlich deinen Wert? Denn wenn wir ehrlich sind, tragen viele von uns eine Religion in sich, die gar nicht christlich ist. Eine unsichtbare Religion. Ich nenne sie einmal: Leistungsreligion. Ihre Gebote klingen ungefähr so: Du musst funktionieren. Du musst leisten. Du musst gebraucht werden. Du musst

mithalten. Du musst produktiv sein. Und wehe, du wirst schwach. Wehe, du fällst heraus. Wehe, du genügst nicht. Dann meldet sich diese leise Stimme: „Du bist nicht genug.“ Und wenn wir ehrlich sind: Diese Stimme sitzt manchmal sogar mitten in der Kirche. Manche Menschen glauben unbewusst: Gott liebt mich mehr, wenn ich mich genug anstrengende. Wenn ich genug bete. Genug glaube. Genug diene. Genug funktioniere. Und plötzlich wird selbst der Glaube anstrengend. Dann sitzen Menschen im Gottesdienst – und fühlen sich innerlich trotzdem ungenügend. Nicht heilig genug. Nicht gläubig genug. Nicht diszipliniert genug.

Und genau deshalb ist das Gleichnis der Arbeiter im Weinberg so radikal. Denn dort bekommt der Letzte denselben Lohn wie der Erste. Und tief in uns regt sich Protest. „Moment mal – ich habe doch mehr geleistet!“ Denn wir leben nach Leistungsgerechtigkeit. Jesus aber erzählt von etwas anderem. Von Gnade. Und Gnade wirkt fast unfair. Denn Gnade sagt: Du musst dir deinen Wert nicht verdienen. Du musst Gott nicht beeindrucken. Du musst dich nicht ständig rechtfertigen. Denn bevor du irgendetwas geleistet hast – warst du längst geliebt. Bevor du erfolgreich warst. Bevor du versagt hast. Bevor du fromm warst. Und vielleicht ist genau das die tiefste Befreiung des Evangeliums: Du bist nicht dein Output. Nicht dein Kontostand. Nicht dein Lebenslauf. Nicht deine Produktivität. Nicht einmal deine geistliche Performance. Sondern: Du bist ein geliebtes Ebenbild Gottes.

Und vielleicht kehren wir am Ende noch einmal zu der einfachen Frage zurück, mit der alles begonnen hat. „Würde Jesus Arbeitslose Faulenzer nennen?“ Und nach allem, was wir heute gesehen haben, ahnen wir vielleicht: Die eigentliche Frage war nie nur eine wirtschaftliche. Sie war eine Herzensfrage. Eine Würdefrage. Eine Gottesfrage. Denn hinter dieser Frage steckt etwas, das uns vermutlich alle betrifft: Woran messe ich eigentlich meinen Wert? Und ich glaube: Viele Menschen leben heute mit einer tiefen Erschöpfung. Nicht nur körperlich. Sondern seelisch. Weil ständig diese Stimme im Hintergrund läuft: Ich muss genügen. Ich muss leisten. Ich muss mithalten. Ich muss funktionieren. Und das Tragische ist: Diese Stimme wird mit den Jahren oft lauter. Wenn man jung ist, denkt man vielleicht: „Wenn ich erst einen Beruf habe ...“ „Wenn ich erst Erfolg habe ...“ „Wenn ich erst anerkannt werde ...“ Und später merkt man: Es reicht nie ganz. Immer noch etwas mehr. Immer noch etwas besser. Immer noch etwas produktiver.

Und irgendwann sitzt man vielleicht da und fragt sich erschöpft: Wann bin ich eigentlich genug? Und wisst ihr: Vielleicht ist das Evangelium genau für diesen Moment geschrieben worden. Für Menschen, die müde geworden sind. Für Menschen, die sich ständig vergleichen. Für Menschen, die Angst haben, nicht mehr gebraucht zu werden. Für Menschen, die manchmal heimlich denken: Vielleicht bin ich nicht genug.

Jesus schaut Menschen erstaunlich anders an. Er fragt selten „Was hast du geleistet?“ Viel öfter fragt er: „Was bedrückt dich?“ „Warum weinst du?“ „Was

brauchst du?“ Oder ganz schlicht: „Willst du gesund werden?“ Jesus sieht nie zuerst die Funktion. Nie zuerst den Marktwert. Nie zuerst die Produktivität. Er sieht Menschen. Und vielleicht würde Jesus deshalb auch heute nicht zuerst fragen: „Warum arbeitest du nicht?“ Sondern vielleicht: „Wie geht es dir eigentlich damit?“ Oder: „Wer hat dich übersehen?“ Oder: „Wo tut das Leben gerade weh?“ Denn Jesus sieht Menschen nicht als Kostenfaktor. Nicht als Humankapital. Nicht als Gewinner oder Verlierer. Sondern als Ebenbilder Gottes.

Und vielleicht ist das die eigentliche Botschaft dieser Predigt: Du bist mehr als dein Output. Mehr als dein Lebenslauf. Mehr als deine Leistung. Mehr als dein Scheitern. Mehr als deine Produktivität. Mehr als das, was andere über dich denken. Mehr sogar als das, was du manchmal selbst über dich glaubst. Denn dein Wert beginnt nicht bei deiner Leistung. Er beginnt bei Gottes Liebe. Und vielleicht ist das die große Freiheit des Evangeliums: Du musst dir deinen Platz nicht verdienen. Du musst deine Würde nicht erkämpfen. Du musst dein Dasein nicht rechtfertigen. Denn noch bevor du irgendetwas geleistet hast, hat Gott schon Ja zu dir gesagt.

Und vielleicht ist genau das die stille Revolution des Reiches Gottes: Dass Menschen aufhören dürfen, um Würde zu kämpfen – weil sie ihnen längst geschenkt wurde. Und vielleicht gehen wir heute mit genau diesem Satz nach Hause: Ich bin mehr als mein Output. Oder noch schöner: Ich bin Gottes geliebtes Ebenbild. Und vielleicht bleibt uns dann am Ende noch dieser eine Gedanke aus dem Gleichnis Jesu: Der Besitzer des Weinbergs geht noch einmal los. Sogar um fünf Uhr nachmittags. Kurz bevor alle denken: Jetzt lohnt es sich nicht mehr. Und genau dort sagt Gott: Doch. Du bist nicht zu spät. Nicht übersehen. Nicht vergessen. Nicht abgeschrieben.

Denn Gott sieht Menschen anders. Nicht nach Marktwert. Nicht nach Produktivität. Nicht nach Leistung. Sondern mit Liebe. Und vielleicht ist genau das die eigentliche Hoffnung dieser Predigtreihe: In der ersten Predigt haben wir entdeckt: Gott ist größer als Wissenschaft. In der zweiten: Gott ist größer als religiöse Macht. Und heute: Gott ist größer als Marktlogik. Denn wenn Gott nicht das Zentrum bleibt, rutscht etwas anderes auf den Thron. Leistung. Produktivität. Nutzen. Marktwert.

Aber wenn Gott das Zentrum bleibt, dann darf Würde wieder Geschenk sein. Und vielleicht hören manche heute genau das wie eine kleine Befreiung: Du musst dir deinen Wert nicht verdienen. Du bist längst gemeint.

Amen.